

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.
Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Verwelkt.

Die roten Rosen sind verwelkt,
Die Nelken und Verbenen,
Begossen hab ich sie zu oft
Mit meinen heißen Tränen.

Ich pflanzte sie für Dich im Lenz,
Als rings die Vögel sangen,
Du aber bist, eh sie geblüht,
Weit in die Welt gegangen.

Nun ist es Herbst — schon wird das Laub
Verweht von wilden Winden,
Kommst Du nicht bald, so wirst Du auch
Dein Lieb nicht wieder finden.

Auf dem Posten.

Original-Novelle von Ph. Laicus.
[Schluß.] [Nachdruck verboten.]

„Durchlaucht glauben doch nicht . . .“ bemerkte der Leutnant lächelnd.

„Was ich glaube, ist meine Sache,“ fiel ihm der Fürst ins Wort. „Ich will hier nur einen allgemeinen Satz ausgesprochen haben, dessen Beziehungen auf diesen Fall ich einstweilen nicht untersuche. Aber ich will, daß man diesen allgemeinen Satz verstehe und ihm nachlebe.“

„Zu Befehl,“ stotterte der Leutnant.

Sodann, Leutnant Franz, liebe ich es sehr, wenn der Soldat nicht ganz im Kalbfell der Trommel aufgeht. Vor allem der Dienst; aber wenn der Soldat an seiner Mutter hängt, und dazu, wenn heiliger Abend ist, warum ihn gerade da in seinen Gefühlen verletzen, wenn's der Dienst nicht erfordert? Ich bedauere, wenn es Holzflöße unter meinen Soldaten gibt, ich will aber auf keinen Fall die Zahl derselben vermehrt sehen. Wenn aber gar noch der militärische Vorgesetzte, der ein gebildeter Mann sein soll, solche Gefühle, welche zu hegen in Beruf ist, mit Füßen tritt —“ Wieder machte der Fürst eine kleine Pause.

„Ich will diesen Gedanken jetzt weiter spinnen, Leutnant



Solo. Nach dem Gemälde von J. S. Engel.

Kranz; es ist besser, Sie tun das. Ich wollte Ihnen nur noch eins zu beherzigen geben. Aufgabe der Mannschaft ist es, den Dienst unweigerlich zu tun, den der Vorgesetzte fordert; Aufgabe der Führer ist es, den Dienst nicht nach Laune, sondern nach den Geboten der Gerechtigkeit und der Notwendigkeit zu verteilen. Und nun gehaben Sie sich wohl; ich hoffe, daß Hammer bald zurückkehren wird, um Sie abzulösen.“

Der Fürst ging.

„Guten Abend, Herr Leutnant,“ sagte der Baron Wertheim, als er, um dem Fürsten zu folgen, an dem Verblüfften vorüberging, „vergnüglihe Nacht!“ Beide verschwanden um die Ecke.

„Aber wo ist Masrur?“ fragte der Fürst; „ich sehe ihn nirgends!“

Nur noch einige Schritte trennten sie von der Landstraße, da kam eine Gestalt eiligen Laufes daher. Die fliegenden Gewänder ließen ein Weib erkennen, hinter ihr kam das Schwert der Rache.

„Gnade, Durchlaucht, Gnade!“ rief das Mädchen verzweifelt, sich dem Fürsten zu Füßen werfend.

„Ich hab's ihr gesagt, Jungfer,“ erwiderte der Fürst; „jetzt soll ich Sie wohl vor dem Born des Vaters in Schutz nehmen? Ich mische mich nicht in Familienangelegenheiten.“

Inzwischen war Diebold herbeigekommen und stützte sich seufzend auf seinen Knotenstock.

„Ach nein, Durchlaucht,“ sprach das Mädchen weiter, „was mich treffen wird, trifft mich mit Recht; aber Theobald! O Durchlaucht, ich bin die Schuldige, strafen Sie mich! ich habe ihn verleitet; lassen Sie Theobald frei!“

„Hören Sie nicht auf die törichten Reden der Dirne,“ sagte Diebold. „Ich schäme mich in den Tod, daß so etwas passieren mußte; aber Durchlaucht, es kommt nicht wieder vor, wahrhaftig nicht.“

„Nein, Masrur, Schwert meiner Rache!“ meinte der Fürst lächelnd, „das kommt nicht wieder vor; dafür werde ich sorgen. Jungfer, das ist schön von Ihr, daß Sie die ganze Sache auf sich nehmen will. Sie hat einen dummen Streich gemacht, Sie gesteht ihn ein, sie will ihn büßen. Unser Herrgott trägt in einem solchen Fall nichts nach; wie sollte der Fürst von Sperbershausen strenger sein sollen als unser Herrgott — und gar noch am heiligen Abend. Steh' Sie auf, Jungfer Kesi, steh' sie auf. Diebold! ich mische mich nicht in Familienangelegenheiten, aber ich habe gesagt, es ist gut so!“

„Durchlaucht!“ bemerkte Diebold, vor Genugtuung mit den Beinen schlotternd, „es ist sehr gut so, wahrhaftig gut, vortrefflich sogar!“

„Über Jungfer, eines will ich Ihr sagen,“ fuhr dann der Fürst fort, indem er sich wieder zu dem Mädchen wandte, das mit geröteten Wangen und dankbar gefalteten Händen vor ihm stand, „der Dienst vor allem. Der Grenadier hat seinen Posten verlassen.“

„O Durchlaucht!“ rief Kesi aufs neue schmerzlich, „Beruhige Sie sich, Jungfer, ich werde ihm ein gnädiger Richter sein!“

Alles das verlief sehr still, und der Fürst wollte eben mit einem leisen Nicken des Kopfes weiter gehen, als man durch die Nacht die wüthende Stimme des Leutnants hörte. Ein Lächeln überflog die Züge des Fürsten.

„Salt,“ sagte er leise, „bisher sind wir Akteurs gewesen. Wohlan, so laffet uns den letzten Akt als Zuschauer genießen.“

Lautlos kehrte der Fürst zurück, gefolgt von den andern.

Theodor Hammer war nämlich inzwischen auf dem Fußwege hinter den Häusern wieder zurückgekommen, um von Kesi den Posten zu übernehmen, ohne daß er irgend eine Ahnung davon gehabt, was sich alles in der Zwischenzeit zugetragen. Die Dunkelheit hatte inzwischen stetig zugenommen und der Grenadier sah nur eine Gestalt im Wadmantel und mit der Bärenmütze auf dem Kopfe. Da der Leutnant Kranz keineswegs von hoher Statur war, so hegte er auch nicht den leisesten Argwohn darüber, daß eine Verwechslung vorgekommen. Ihm war die Zeit bei seiner Mutter rascher verstrichen, als seiner Geliebten die Zeit auf dem Posten, und plötzlich schreckte er auf, als die Uhr Mitternacht schlug. „Um Gotteswillen,“ rief er, „die Ablösung kommt.“

Wie ein Hirsch schnellfüßig eilte er den Fußweg entlang nach dem Pulverturm.

„Geschwind, Kesi!“ rief er, „Mütze und Mantel und mache Dich schleunig fort, die Ablösung kann jeden Augenblick kommen.“ Der Leutnant reichte ihm sehr bereitwillig die Mütze, welche der Grenadier rasch aufsetzte. Als sich aber dessen Gestalt aus dem Mantel heraus schälte, blieb der Grenadier mit aufgesperrtem Munde und ausgestreckten Armen lautlos stehen.

„Alle Heiligen stehen mir bei!“ stöhnte er endlich, „der Leutnant Kranz!“

„Nun, Schafskopf!“ brüllte dieser, „willst Du mir wohl den Mantel abnehmen?“

Das waren die Worte, welche man auf der Landstraße gehört und die den Fürsten bewegten, zurückzukehren. Theobald beeilte sich natürlich, seinem Vorgesetzten zu gehorchen.

„So!“ fuhr die Stimme des Leutnants, der allmählich heiser vor Aufregung wurde, fort: „Vom Posten laufen . . . Majestätsbeleidigung verüben . . . hochfürstliche Durchlaucht Posten stehen lassen . . . infamer Kerl . . . aber ich will ihm eine Suppe einbrocken, an deren Auslecken Er sich nicht bloß den Rachen, sondern das ganze Eingeweide verbrennen soll!“

Mittlerweile hatte der Soldat wieder seinen Posten eingenommen.

„Präsentier Er das Gewehr, wenn ich mit Ihm rede!“ schraubte er ihn an, indem er seine Nasenspitze fast wider die des Soldaten stieß. „Hat Er mich wohl verstanden! Will Er das Gewehr präsentieren!“

Endlich stand der Soldat in der ordnungsmäßigen Weise vor dem Leutnant, gefesselt durch die strengen Vorschriften des Dienstes und hörte nun mit fortwährend präsentiertem Gewehr an, was der ihm auffällige Offizier sagte.

Wie sollen wir die Schözlänge dieser Beredsamkeit wiederholen; wie vermöchten wir die kühnen Bilder der Phantasie wiederzugeben, die alle darauf berechnet waren, dem Grenadier plausibel zu machen, daß er das größte Scheusal zwischen den beiden Polarfreisen sei. Und alles dies aus dem Grunde, weil er vom Posten fortgelaufen, den Fürsten, und dann endlich ihn, seinen Vorgesetz-

ten, den Leutnant Kranz, habe Posten stehen lassen. Wo nehmen wir die Blitzableiter her, um alle die Donnerwetter, die über dem Haupte des völlig Verblüfften sich entluden, schadlos beiseite gehen zu lassen!

In der That mußte sich Theobald keine Vorstellung von dem Geschehenen zu machen. Er hatte nur auf einige Augenblicke Kesi den Posten übergeben . . . allerdings hatte sich seine Rückkehr etwas verzögert . . . und jetzt fand er seinen Leutnant auf dem Posten. Das sah er mit seinen Augen, das hörte er mit seinen Ohren, aber was wollte der Leutnant mit dem Fürsten? Er sprach, als ob der Fürst Posten gestanden! Wie kam der Fürst in die ganze Geschichte?

Und jetzt tauchte ein anderer Gedanke in ihm auf, der plötzlich riesengroß heranwuchs, und alles andere überwucherte. Was war aus Kesi geworden?

Der Leutnant wettete und tobte in einem fort, nur dunkel hörte der Grenadier aus den Millionenbomben und Granaten, von der Fuchtel, von Latzen, von Kettschleifen, vom ewigen Karren reden; aber was war aus Kesi geworden?

Seine Angst um Kesi, seine Verzweiflung, daß er dem törichten Wunsche des Mädchens nachgegeben, stieg immer höher. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, so schwach gewesen zu sein; seine Geliebte konnte nichts dazu; sie vermochte ja nicht die Tragweite ihres Verlangens zu übersehen; das war seine Sache . . .

Mittlerweile ließ der Leutnant in den überschwenglichsten Worten seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß sich der Erdboden nicht öffne, um einen solchen Luderjan, wie den vor ihm stehenden Grenadier zu verschlingen . . .

Da tat endlich jener den Mund auf, zu einer Frage, die er halb an das Schicksal, halb an den Leutnant richtete: „Wo ist Kesi?“

Dem Leutnant blieb der Blitzstrahl, der eben herausfahren wollte, bei dieser jedem Subordinationsverhältnisse Hohn sprechenden Frage in der Kehle stecken. Er riß die Augen glockend auf, er schäumte sprachlos; aber es gibt selbst im Leben eines Grenadiers Augenblicke, wo er alles um sich her vergißt, und im Gefühle, naß zu sein, und nicht nasser werden zu können, dem einzigen Gedanken, der ihn beherrscht, die Zügel schießen läßt.

Er hatte sich allmählich in die Vorstellung hingearbeitet, daß die Kunde Kesi überrascht, daß dieselbe arretiert und auf die Wache gebracht worden sei; er kannte die Roheit der Soldaten, die Wucht des verübten Verbrechens, die Strenge des alten Diebold, und in der Angst seines Herzens hatte er, kaum seiner selbst bewußt, gerufen: „Wo ist Kesi?“

„Kesi!“ brüllte endlich der Leutnant, nachdem er sich von seinem Erstickungsanfall so weit erholt, daß er überhaupt wieder brüllen konnte; „Kesi! Ich will Ihn Kesi geben, ehe Er noch in den Untersuchungsarrest kommt! Freu' Er sich schon auf den Apell morgen!“

„Was liegt mir an morgen,“ begann jetzt der Grenadier, „ich bin verloren und frage nach nichts mehr . . . wo ist Kesi?“

Damit tat er einen Schritt nach dem Leutnant.

„Himmel Kreuz-Schwernot,“ schrie dieser zurückspringend und in einem Nu den Degen ziehend, „ich renne Ihn den Degen in den Leib.“

Das Bajonett des Soldaten klirrte gegen den Degen des Offiziers.

„Salt!“ rief die gebieterische Stimme des Fürsten, der plötzlich aus dem schützenden Dunkel hervortrat, gefolgt von dem Baron Wertheim. Einige Schritte hinter ihnen erschien Diebold, der seine Kesi fest an der Hand hielt.

„Seine Durchlaucht!“ stotterte der Leutnant und senkte den Degen.

„Der Engländer!“ flüsterte der Grenadier mit weit geöffneten Augen. Plötzlich sah Theobald das im Hintergrunde stehende Mädchen; das Gewehr entfiel seiner Hand! . . . „Kesi! Kesi!“ rief er jubelnd, und ehe es sich jemand versah, stand er vor ihr, hielt sie innig umschlungen, und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund.

„Leb' wohl, Kesi!“ sagte er dann, „Gott sei Dank, daß ich Dich wohl lauf und frei sehe.“

Noch einen Händedruck, dann stand er wieder vor dem Fürsten und dem Leutnant.

„Sie ist unschuldig, Durchlaucht, sie ist unschuldig, ich bin der Schuldige, ich ganz allein, und jetzt macht mit mir, was Ihr wollt!“ Die Arme hingen ihm schlaff am Leibe hinunter.

„Nehm' Er einmal wieder vor allen Dingen sein Gewehr,“

sagte der Fürst in strengem Tone, „denn jeden Augenblick muß die Ablösung erscheinen, und ich will nicht, daß über diesen Vorfall etwas in die Rapports komme . . . das gilt auch für Sie, Herr Leutnant. Was hier vorgefallen, soll begraben sein. Auch die Disziplin, Herr Leutnant, rechtfertigt es nicht, von einem Menschen mehr zu verlangen, als er tragen kann, und ich wünschte nicht, zum zweiten Male zu hören, daß Sie mit einem Soldaten so sprechen, wie mit diesem. Was das eigenmächtige Verlassen des Postens anbelangt, so behalten wir uns vor, deshalb die geeignete Disziplinarmaßregel zu verhängen. Von dem Uebrigen will ich nichts

mehr hören, Diebold!" — „Durchlaucht befehlen!" — „Er bring' jetzt seine Tochter nach Hause. Resi, Ihr Benehmen hat mir gut gefallen. Aber meine Grenadiere soll sie mir nicht mehr verführen," meinte er, indem er lächelnd ihr auf die Schultern klopfte. „Uebrigens hat es mich gefreut, mit Ihr zusammengetroffen zu sein. Diebold, ich hoffe, Er ist dem Mädchen nicht mehr böse?"

„Durchlaucht," erwiderte dieser mit freudig erregter Stimme, „welche Ehre . . . ich . . . ich kauf' ihr auf Neujahr ein neues Kleid!"

„Recht so, Diebold! Ich belaste mich dann mit den Kosten!" Ein Wink des Fürsten entließ die beiden. Der Leibjäger salutirte mit seinem Mastrurprügel, Resi machte einen Knix, und zwei glückliche Leute gingen von dieser Nachtpartie heim.

„Leutnant Kranz!"

„Durchlaucht!"

„Sie geben uns das Geleit bis zur Wache und führen dann Ihre Runde weiter."

„Zu Befehl!"

„Er, Grenadier, wird das Weitere morgen beim Appell hören."

Der Fürst, der Baron von Wertheim und der Leutnant entfernten sich, indem sie Theobald wie in einem wachen Traume befangen zurückließen.

Bevor der Fürst den Leutnant an der Torwache verließ, sagte er ihm nochmals in sehr ernstem Tone: „Leutnant Kranz, ich will den Dienst gehalten, aber die

Mannschaft nicht kaniert haben. Billige Wünsche, die in bittender Form vorgebracht werden, und die den Dienst nicht stören, will ich berücksichtigen sehen. Ich erwarte zuversichtlich, daß Sie an dem Grenadier

Hammer die heutigen Vorkommnisse nicht nachträglich rächen. Ich würde das sehr ernst nehmen. Die Bestrafung des Grenadiers wegen Verlassung seines Postens ist lediglich meine Sache. Sie wird nicht gemeldet. Leben Sie wohl!" — Damit winkte der Fürst, der Offizier griff zerstreut an

den Hut, Durchlaucht verschwand dann im Dunkel der Straße, und Leutnant Kranz ging mit seiner Kundenmannschaft weiter. Er soll noch auf dem Wege leise Verwünschungen gemurmelt haben, zur Verwunderung der Mannschaft, denn diese war es gewohnt, fluchähnliche Redensarten in lautem Tone zu vernehmen. Uebrigens soll der Leutnant von da ab um vieles traitabler geworden sein.

4.

Am folgenden Tage wurde beim Appell der Grenadier-Kompanie eine hochfürstliche Ordre vorgelesen, folgenden Inhalts:

„Der Grenadier Theobald Hammer erhält wegen der ihm auf dem Posten am Pulverturm zu Last fallenden Ungehörigkeiten dreißig Tage Festungsarrest, und hat sich nach Verbüßung desselben bei Hochfürstlicher Durchlaucht zu melden.

Hochfürstliches Sperberschauensches Militär-Kabinett."

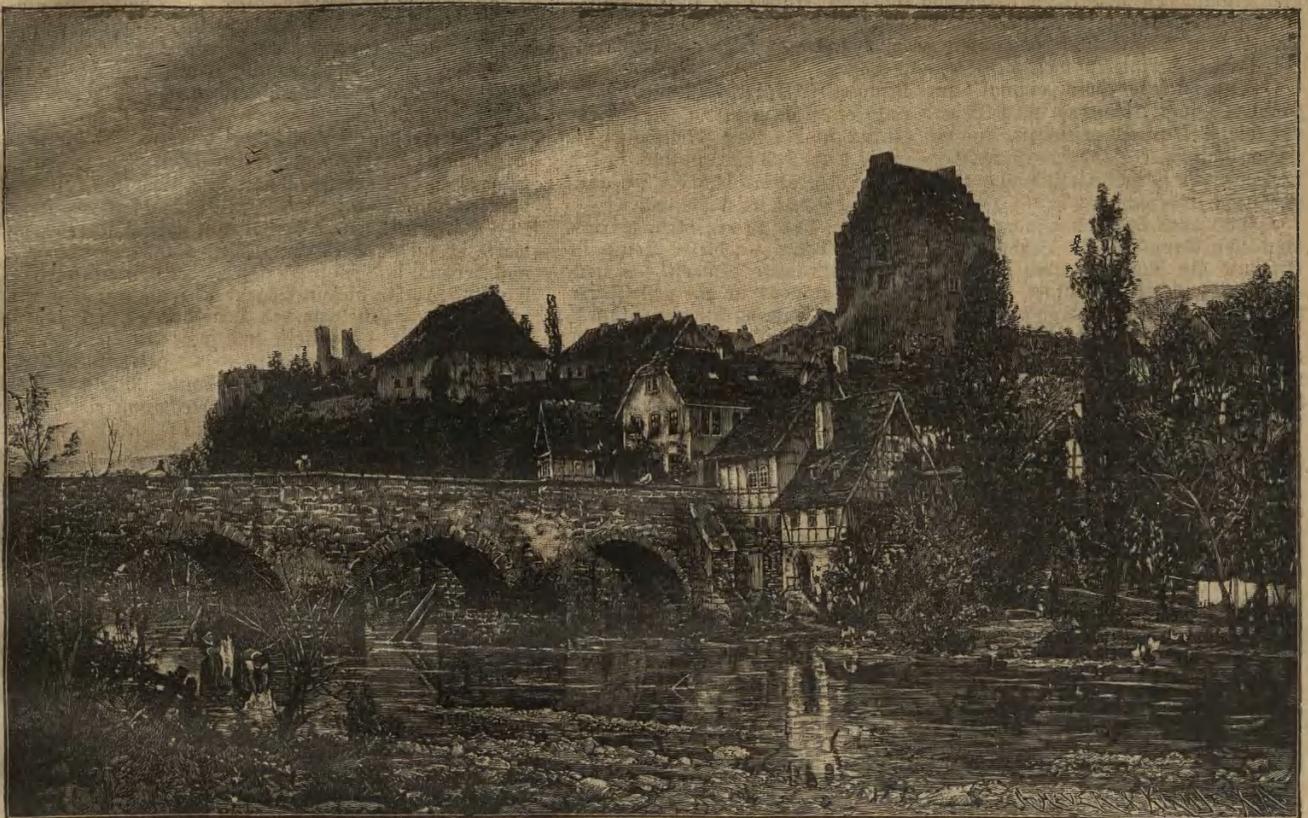
Der Grenadier Hammer atmete erleichtert auf, als er seinen dreißigtägigen Festungsarrest bekam. Er hatte ganz andere Dinge erwartet. Der Festungsarrest war nämlich reine Spielerei. Das Fürstentum hatte nur eine „Festung", und das war der Pulverturm, an welchem Hammer Posten gestanden.

Die dreißig Tage gingen herum und am einunddreißigsten stand Hammer, ein schmucker Grenadier, in Paradeuniform im Zimmer des Fürsten.

Der Fürst musterte ihn einen Augenblick mit Kennermiene und sagte dann: „Es tut mir herzlich leid, daß ein so sauberer, strammer Grenadier ein so schlechter Grenadier ist. Er mag ein guter Posamentierer sein, aber zum Soldaten hat er kein Genie. Ich will Ihn etwas sagen: daß Er so sehr an seiner Mutter hängt, daß Er für sein Mädchen eingetreten und alle Schuld auf sich genommen, wo es doch so nahe lag, ihr dieselbe zuzuschreiben, das hat mir wohlgefallen, und ich will Ihn deshalb einen Rat geben: komme Er um seinen Abschied ein, und werde er Posamentierer. Er kann mir dann gleich ein Stück Goldborte machen für die Hofdienerschaft, und wenn das zu meiner Zufriedenheit ausfällt, ernenne ich Ihn zum Hofposamentierer und versichere Ihn meiner weiteren Kundschaft. Aber er wird dann eine Hofposamentiererin brauchen; wie ist's mit der Resi? He? Ist Er noch gesonnen, wie früher?"

„Die Resi!" jubelte Hammer, plötzlich alle Schranken verlassend. „Die Resi! O, das ist ein gutes Ding und hat mich so gern! Wenn nur ihr Vater wollt, Durchlaucht, der ist ein gar strenger Patron und ich fürchte, — die Mutter hat um die Sache gewußt — aber seit der Geschichte am Pulverturm fürchte ich, er weiß auch drum!"

„Das Schlimmste haben wir abgewendet," antwortete der Fürst. „Aber sie muß mir unter die Haube. Wenn sie einmal einem Posamentierer zu eigen ist, dann wird sie mir keinen Grena-



Saalfeld an der Saale. Nach dem Gemälde von Paul Tübecke.

dier mehr verführen." — „Den Abschied! . . . Die Resi! . . . Hofposamentierer . . . Hurra! . . ." rief der Grenadier.

„Na, nicht so laut! Geh' Er einmal da hinein, in das Zimmer und verständige Er sich mit dem alten Diebold!"

Der Fürst wies auf eine Türe, der Grenadier wollte ihm dankend zu Füßen fallen, aber dieser donnerte ihn an: „Achtung! Steht! Linksum marsch!"

Und automatisch dem Kommando folgend, marschierte er im Paradeschritt in das Nebenzimmer, wo nicht nur der alte Diebold, sondern auch Resi seiner wartete — Resi in jenem neuen Kleide, das sie sich auf dem Posten wider alles Erwarten verdient.

Angesichts eines solchen Brautwerbers brauchten natürlich Resi und Theobald sich nur in die Arme zu fallen, so nahm der alte Diebold die Gelegenheit wahr, seinen Segen zu geben.

Einige Wochen darauf fand die Hochzeit statt, und unter den Hochzeitsgeschenken befand sich auch ein Kästchen von Ebenholz mit einem silbernen Deckel, worauf der fatale Pulverturm eingraviert war. Darunter standen die Worte: Zum Andenken an den Weihnachts-Abend 1785. Ein Bedienter in Hoflivree mit neuen Goldborten hatte es gebracht, und darinnen lagen 50 Louisd'or nebst einem Zettel mit den vom Fürsten eigenhändig geschriebenen Worten: „Für den Anfang!"

Das Almosen.

Don Georges Maurevert.

(Nachdruck verboten.)

„Was? Wahrscheinlichkeit? Berechnung der Möglichkeit? — Ach, gehen Sie mir doch damit! Das ist eine Lebensart, eine leere Worthülle, nichts weiter! — Der Zufall spielt die Hauptrolle im Leben; im Spiel wie überall maltet der blinde Zufall . . . Das ist unser Herr, der alles bestimmt! Nennen Sie ihn Glück, Chance, Schicksal, Gelegenheit; nennen Sie ihn mit dem Muselman Verhängnis und mit dem Frommen Vorsehung — das ist alles gleich; er regiert die Welt und wird sie stets regieren!“

Unser Freund Viktor Frezeville war an jenem Abend im Zuge, und da seine Laune und seine Paradoxe uns Spaß machten, so hörten wir ihm aufmerksam zu. Nachdem er mit seinem Strohhalm ein bißchen Whisky und Soda zu sich genommen, fuhr er fort: „Ein Beispiel? — Ihr sollt eins haben! — Habt Ihr schon einmal von einem gewissen Lejard gehört? — Nein . . . Nun, und doch war dieser Lejard ein Kriegsminister, der im Juli 1792 einen Artillerieleutnant, namens Napoleone Bonaparte, absetzte, weil er bei einer Truppenrevue gefehlt. — Kennt Ihr ferner Serban? — Joseph Serban, einen anderen Kriegsminister? — Nein? — Der unterzeichnete am 30. August 1792 das Artillerie-Kapitän-Patent deselben Bonaparte, das Ludwig der Vierzehnte noch vor dem 10. August in Blanko ausgestellt hatte.“

Wißt Ihr, was dieser Napoleone Bonaparte in der Zeit zwischen dieser Absetzung und diesem Abancement tat? Mit einem seiner Freunde, Faublet de Bourienne, der ebenso wie er vom Militärberuf genug hatte, suchte er ohne alle Mittel — denn seine Uhr war verpfändet, und er konnte nicht einmal den monatlichen Zins von fünfzehn Francs bei seinem Hauswirt in der Rue Saint-Arche bezahlen — suchte er in einer Straße, der jetzigen Rue Montholon, Neubauten zu mieten, die er wieder anderweitig mit Vorteil vermieten wollte!

Nun, nehmen wir einmal an, besagter Artillerieleutnant hätte zwischen seiner Absetzung durch Lejard und seiner Ernennung durch Serban die Geldmittel gefunden, um die Häuser in der Rue Montholon zu mieten und wäre Hauswirt geworden — was hätte das für ein Loch in der Weltgeschichte gegeben! Und nun erzählt mir noch etwas von der „Wahrscheinlichkeitsberechnung“! — Nein, da muß ich doch wirklich lachen!

Das alles habe ich mir vorausgeschickt, um Euch zu erzählen, warum ich diesen Louisdor als Verloque an der Uhr trage — dieser Louis ist übrigens ein Napoleon und stammt — in Parenthese bemerkt — noch aus der Zeit des Konsulats. Also! Dieser Louisdor ist ein gestohlener Louisdor, und dieser gestohlene Louisdor war der Anfang meines Glückes.

Der 1. November 1895 ist ein denkwürdiger Tag in meinem Leben, wie in der Geschichte Frankreichs — an diesem Tage wurde das Ministerium Leon Bourgeois gegründet. Das interessiert Euch nicht? Na, das begreife ich. — Außer Leon Bourgeois bin ich vielleicht der einzige Mensch in der Welt, der sich dieses merkwürdigen Tages erinnert.

Ich habe an jenem Tage außerhalb gespeist. Um 10 Uhr verließ ich das befreundete Haus und lenkte, eine Zigarre im Munde, meine Schritte nach einem Klub, dem ich seit einiger Zeit angehörte, dem Cercle Franco-Casse, der damals in der Rue de Quatre-Septembre tagte. Ich ging schnell meines Weges, ohne nach dem Geschrei der Zeitungsverkäufer zu fragen: „Die Bildung des Ministeriums Bourgeois!“ — „Die neuen Minister!“ — Ich fragte den Rückruf nach den neuen Ministern, die Haupttasche war für mich, an jenem Tage zu den 25 Louisdors, die ich in der Tasche hatte, noch 25 andere Louisdors zuzugewinnen, um einen Wechsel zu bezahlen, der am nächsten Tage fällig war.

Ich weiß nicht, welche innere Gewalt mich in den Klub trieb. Ich mochte mir noch so oft sagen, meine Handlungsweise wäre töricht, es wäre besser, meine 500 Francs zu behalten, als sie den Gefahren des Spiels auszusetzen; es wäre gesünder, mich schlafen zu legen und mich morgen früh auf den Weg zu machen, um vor 3 Uhr den Restbetrag meiner Schuld aufzutreiben. — Nichts verfiel! Die Chimäre trug den Sieg über die Klugheit davon — wie stets!

Ich bog in die Rue de Grammont ein, um die Aufregung meines Gewissens mit dem Fieber des Spiels so schnell wie möglich zu erlösen. Ich ging in nervöser Hast weiter. — Plötzlich bemerkte ich in der Nische eines Vorwags eine alte behärrte Frau, die, den Kopf auf den Knieen, dasaß und schlief. Ich hielt sie wenigstens für alt, denn aus einem Tuch, das ihr Kopf und Schultern bedeckte, fiel eine Strähne grauer Haare.

Das Herz wurde mir weich beim Anblick dieser armen Frau . . . Ich suche in meinen Taschen . . . kein Kleingeld! In meinem Portemonnaie und in meinen Westentaschen kein Silberstück . . . Nun hole ich — der Aberglaube des Spielers war vielleicht noch stärker als das Mitleid — aus meiner Börse einen der Louisdors — und lasse ihn leise in die offenstehende Schürzentasche der armen Frau gleiten.

Dann entferne ich mich schnell und freue mich über die glückliche Ueberraschung, die die Arme beim Erwachen empfinden würde — und fest überzeugt, ich gestehle es offen, mein Geschenk werde mir Glück bringen.

Ich trete in den Klub, begeben mich sofort in den Spielsaal und pointiere gegen den Vicomte von Guerrec, dem man wegen seines wackelnden Ganges den Spitznamen: „Der schwarze Bär“ zugelegt hat.

Ich spiele zu Anfang niedrig, 5 Francs, 10 Francs . . . die Sache macht sich . . . der schwarze Bär legt 50 neue Louisdors in die Bank, und — ich fange an zu verlieren! In zehn Minuten bin ich blank! . . . Nicht einen Pfifferling mehr in der Tasche! . . . Kahl wie ein Kettig!

Ich nenne mich einen blöden Narren, schimpfe mich einen sinnlosen Dummkopf, schwöre mir zu, in meinem ganzen Leben nie mehr den Fuß in einen Spielsaal zu setzen, nehme meinen Stoch und meinen Claque und verlasse wütend das Lokal, fest entschlossen, mit jedem, der mich auf der Straße schief ansehen sollte, Standal zu suchen . . .

Aber niemand sah mich auf der Straße schief an, aus dem einfachen Grunde, weil die Straße leer war. . . Ja wohl, leer! . . . Denn meine

Bettlerin von vorhin, die noch immer, die Nase zwischen den Knöcheln, in ihrem Winkel schnarchte, konnte ich doch nicht mitrechnen.

„Alte Hege!“ brummte ich, als ich sie erblickte, „Du kannst bis zum jüngsten Gericht hier sitzen! Du wirst in Staub verfallen, ehe mich wieder die Lust anwandelt, mit 20 Francs bei Dir Vorsehung zu spielen! . . . Wenn ich einem Bettler je wieder einen Sou schenke, muß es unterm Äquator noch ein bißchen heißer werden! — Wenn ich bedenke, daß diese alte Larve meinen Louis umsonst eingesackt hat!“ . . . Meinen Louis! Es war ja wahr, sie hatte meinen Louis in der Tasche und ahnte es nicht einmal! . . . Sie hatte keine Bewegung gemacht, die Tasche ihrer Schürze stand offen wie vorhin . . . Wenn man sich ein bißchen vorbeugte, konnte man einen leichten gelben Schimmer bemerken!

Da schoß mir ein Gedanke — ein häßlicher Gedanke! — durch den Kopf! Der Gedanke, den Louis der Alten wieder fortzunehmen, — diesen Louis, den sie nicht verdient hatte!

Ich schwöre es Ihnen zu, meine Herren, ich kämpfte einige Augenblicke, — die mir wie Jahrhunderte erschienen, — gegen diesen abscheulichen Gedanken an! . . . Ich entferne mich sogar! — Doch der Geist des Bösen, der Dämon des Schlechten triumphierte . . . Leise drachte ich um. Ich neigte mich über die Alte, um mich zu überzeugen, daß sie schlief. — Ja, sie schlief! — Sie schlief fest! — Ich warf einen Blick auf die Straße . . . Noch immer niemand zu sehen! . . . Mit schrecklichem Herzklopfen, den Atem anhaltend und das Zittern meiner Finger zu bemerken suchend, fuhr ich mit der Hand in die Tasche, — und ergriff den Louisdor! Dann entfloß ich wie ein Dieb — ja wohl, wie ein Dieb!

Ich kehrte in den Klub zurück. — Ja wohl, ich kehrte in den Klub zurück! . . . Mit wankenden Beinen, freidebleich trat ich ein. Ein Freund, dem ich begegnete, fragte mich ängstlich, ob ich leidend wäre . . . nein . . . nichts. Ich stotterte irgend etwas, wie in einem bösen Traum . . . dann betrat ich das Spielzimmer.

Guerrec war mit einem Gewinn von 10 000 Francs abgezogen. Seine Stelle hatte ein Attachee der russischen Gesandtschaft, der Fürst B. . . , eingenommen, ein ungeheuer reicher Spieler, den ich lächelnd Differenzen von sechzigtausend Francs hatte auszahlen sehen.

Ich warf den Louisdor auf den Tisch, — mit einem Gefühl, als merkte ich meine Seele hin. Das Tableau gewann . . . Es kam noch fünfmal heraus, und fünfmal ließ ich den Einsatz stehen. . . Ich besaß jetzt 640 Francs. . . In diesem Augenblick sagte mir eine innere Stimme, ich sollte wechseln . . . Ich legte den Louisdor — den Louisdor, den ich der Alten fortgenommen — beiseite und setzte das Uebrige auf das andere Tableau. Ich gewann — ich gewann — ich gewann fortwährend — der Bankier wechselte — ich übernahm die Bank. Wie ein Nachtwandler verteilte ich die Karten, als arbeite ich für Rechnung eines anderen. . . Und ich gewann . . . ich gewann unaufhörlich . . . Ich spielte wie ein Wahnsinniger. Zeitweise war es mir, als besäße ich die Gabe des zweiten Gesichts . . . die kühnsten Streiche gelangen mir, selbst meine Fehler schlugen zu meinem Vorteil aus . . . Alle spielten gegen mich — keiner gewann. Der Fürst B. . . verlor an mich allein an diesem Abend 75 000 Francs!

Endlich gegen 11 Uhr hob ich nach drei Verlusten, die für mich eine Warnung des Schicksals bedeuteten, mit einem Gewinn von 135 000 Francs die Bank auf.

Und jetzt — erst jetzt! — dachte ich an die gute, die teure, die liebe Alte, die ich so feig, so erbärmlich bestohlen hatte! . . . Ach, Du brave, würdige Frau, dachte ich, während ich meinen Havelock umnahm, Du bettelst oder schläfst vielleicht noch in Deinem Winkel, ohne daran zu denken, daß Du in einem Augenblick reich sein wirst! Wie meine Mutter will ich Dich Herzen und küssen! Mit einem Zinskfuß von 1000 Francs pro Francs werde ich Dir Deinen Louisdor wiedergeben! Das ist ein ganz hübscher Wissen, Du arme, gute Alte, für einen Louisdor, von dem Du eigentlich nie etwas gewußt hast! — Du sollst nie mehr betteln, nie mehr! Du sollst ein schönes, helles Zimmer haben, saubere Betten, warme Kleider, den Rest Deines Lebens sollst Du Dich satt essen dürfen . . . und Du wirst noch lange, lange glücklich leben . . . Du sollst nur sehen, Du gute Alte!

Und überglücklich bei dem Gedanken an das Glück, das ich einer Anderen bereiten will, stürzte ich hinaus. Die Temperatur hatte sich ein bißchen gesenkt, es fiel ein leichter Regen . . . In einem Augenblick war ich in der Rue de Grammont . . . Ich hastete nach der Stelle, wo ich die Bettlerin zu finden hoffte. — Hier, unter diesem Vorweg hat sie, glaube ich, gesessen . . . Nein, unterm nächsten. — Ja, dort, ha, das ist sie! — Nein, das ist mir ein Prellstein . . . Ja, wo ist sie denn aber?

Ich kehre um, durchquere fieberhaft die Straße . . . Ich frage einzelne, spärliche Passanten . . . Man weiß nicht, was ich eigentlich will . . . Eine alte Frau mit einem Kopftuch? . . . Ich spreche einen Polizisten an. — Er glaubt allerdings eine alte Bettlerin gesehen zu haben, die vor einer Viertelstunde nach den Boulevards gegangen ist . . . aber er weiß es nicht genau . . . Ich irre eine Stunde in der Gegend herum, und suche, umsonst! — Ich kehre nach Hause zurück, und all meine Freude wurde mir durch den Gedanken vergällt, daß ich sie, die eigentlich die Ursache zu meinem Glück war, nicht daran teilnehmen lassen konnte.

Ich kehre am nächsten Tage, am übernächsten Tage, in der ganzen folgenden Woche dorthin zurück . . . Ich erkundigte mich bei den Portiers — alles erfolglos.

Kurzum, ich habe die alte Frau nicht wiederfinden können, der ich mein Vermögen verdanke; denn die 100 000 Francs, die ich an jenem Abend des 1. November gewann, verschafften mir Zutritt zu den ersten Kreisen, ich beteiligte mich an einigen nutzbringenden Operationen, machte eine reiche Heirat usw.

Den Louisdor der alten Frau habe ich als Verloque fassen lassen; er ist das Zeugnis meiner ewigen Schuld. . . Das ist der einzige dunkle Punkt meines Glückes, und ich kann ihn nie ohne Schmerzmur betrachten . . .“



Frieden im Land. Nach dem Gemälde von R. Pöchelberger. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Eine unnatürliche Ruhe war bei diesen Worten der Gräfin über mich gekommen. Meine Glieder flogen nicht mehr wie im Krampf, mein Herz hatte sein wahnsinniges Klopfen eingestellt.

„Also darauf, auf ein paar Formfehler, bauten Sie Ihren teuflischen Plan? Sollten Sie zum Schläge aus, der mich zerschmettern sollte! Dem Himmel sei Dank, es ist Ihnen nicht gelungen! Mein Vater, meine Mutter stehen rein, wie sie gelebt, vor meinen Augen, und ich bekenne mich stolz als ihr Kind. Aber glauben Sie nicht, Frau Gräfin, daß ich mein angefochtenes Recht jetzt suchen werde, daß ich mich in einen Kampf mit Ihnen einlasse. Ich weiß einen andern, der für mich einstehen wird: Alfred, meinen Verlobten!“

„Ihm wirst Du fern bleiben, ihn durch kein Wort an Dich erinnern; dafür werde ich sorgen.“

„Sie, Frau Gräfin?“ fragte ich ruhig, „mit welchem Rechte? Noch heute verlasse ich dieses Haus, werfe ich das Band von mir, welches Sie selbst in dieser Stunde zerschnitten. Sie wollen mich nicht als Blut von Ihrem Blute, als Kind Ihres Sohnes anerkennen; nun wohl, so sage ich Ihnen: vielleicht kommt einst der Tag, an dem das Schicksal mit hartem Finger auch an Ihr Herz pocht, wo auch Sie ausspähen nach Trost, nach Hilfe: dann werden Sie Ihre Arme nach mir ausstrecken, mich herbeirufen wollen, doch umsonst — ich höre Sie nicht! Felicitas Frniz hat ihre Großmutter verloren in dieser Stunde!“

Ich ging, ohne mich umzusehen, aus dem Zimmer. Ich packte meine wenigen Habseligkeiten, nahm Abschied von der weinenden Dorothee, die unsichtbare Zeugin der nächtlichen Szene gewesen, und als die Sonne den Tag verkündete, ging die Enkelin des stolzen Hauses hinaus — eine Heimatlose, die nicht wußte, wo sie am Abend ihr Haupt betten würde.

„Weine nicht, Rätche,“ unterbrach sich Felicitas und sah mich mit seltsamen, starren Augen an. „Ich bin noch nicht zu Ende, und Du weißt ja auch, ich spreche von einer Toten.“

„An dem Morgen lenkte ich meine Schritte zuerst nach einem Gasthaus, wo ich mir ein Zimmer geben ließ. Meine Glieder bebten, meine Gedanken verwirrten sich, Ruhe, zuerst Ruhe! Als ich am späten Nachmittag aus totenähnlichem Schlafe erwachte, schrieb ich zuerst an Alfred und dann ließ ich mir die Tagesblätter bringen. Ich fand bald, was ich suchte: ein billiges Unterkommen in achtbarer Familie für die nächste Zeit. Schon an demselben Abend war ich dort, in meinem neuen Heim. In der ersten Zeit achtete ich kaum auf meine Umgebung: den ernstesten, schlichten Mann in der Kleidung der niederen Postbeamten, die immer tätige Tochter.“

„Ich saß still in meinem Stübchen und schaute mit immer starrer werdenden Augen nach der Türe; ich wartete auf eine Postkassett von Alfred, auf ihn selbst. Warum kam er nicht, warum durfte ich mich nicht ausweinen an seinem Herzen? Hatte sie auch das verschuldet, die alte Frau da draußen in ihrem prächtigen Hause? Hatte sie ihm auch zugerufen, was mir noch immer in den Ohren gellte, und wollte er nun nichts mehr gemein haben mit dem Kinde der Schande? O mein Gott!“ schrie ich gefoltert auf. „Schütze mich vor dem Gedanken; er macht mich wahnsinnig!“

Drei Wochen waren so vergangen: ich aß nicht, ich schlief nicht — ich wartete. Da trieb mich eines Abends die Angst meines Herzens zu meinen Hausgenossen. Fräulein Johanna war allein im Zimmer, wie immer mit einer Näharbeit beschäftigt. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?“ fragte ich und erschrak selbst vor dem müden, gleichgiltigen Ton meiner Stimme. „O bitte, Fräulein Frniz, dort auf den Stuhl, wenn es Ihnen recht ist!“

Ich saß ihr still gegenüber und schaute auf die fleißigen Hände, das Bild des Friedens, welches die gebückte Mädchengestalt mit dem schlicht geschneitelten Haar bot. Die Glückliche, sie hat Eltern, ein Heim!

Fühlte sie meine brennenden, sehnächtigen Blicke? Sie hob die Augen, tiefes Mitleid schimmerte darin, und besinnungslos flog ich auf sie zu und klammerte aufschluchzend meine Arme um ihren Hals. „Fräulein Johanna, ich bin so unglücklich!“ Sie ließ mich ruhig weinen, streichelte nur lieblosend mein Haar. „Armes Kind,“ sagte sie leise, „so jung und schön und doch so elend?“ — Als mein Weinen leiser wurde, löste sie sanft meine Arme von ihrem Nacken und nahm meine Hand. „Kommen Sie, Kind, ich bringe Sie zur Ruhe; Sie müssen schlafen.“ Ich folgte ihr willenlos, sie entkleidete mich — wie eine Mutter ihr krankes Kind, dachte ich in einem süßen Gefühl des Geborgenseins — und dann saß sie stundenlang vor meinem Bett. So oft ich in der Nacht auffuhr, immer beruhigte mich der leise Druck ihrer Hand.

So hat sie noch oft an meinem Lager gesessen — dieses Mädchen mit den streng geschlossenen Lippen und dem weichen, offenen Herzen, diese schlichte Gestalt aus dem Volke, die an Herzensgefühl, an innerem Adel eine Fürstin auf dem Throne beschämen konnte.

Nie forschte sie nach dem Vorleben der Fremden, die sie voll Erbarmen an ihr Herz genommen, sie litt es nicht einmal, daß sich dieselbe ihr eröffnete.

„Später, liebes Kind,“ sagte sie, „wenn Sie es dann noch wünschen. Solch rasches Vertrauen reut oft, und davor möchte ich Sie bewahren. Aber einen anderen Vorschlag habe ich, von dem ich mir Gutes für Sie verspreche: ich möchte Sie auf die Arbeit hinweisen, diese beste Freundin und Trösterin.“ Ich folgte ihrem Rat, und so schwer es mir anfangs schien, eine mechanische Tätigkeit mit gefoltetem Herzen auszuüben, so war es mir doch zum Heile, spürte ich bald den Segen der Arbeit. Nach und nach kam ein wenig Ruhe in mein Gemüt und damit Klarheit in mein Denken. Ich dachte an die alte Dorothee; vielleicht konnte sie Licht in dieses Dunkel bringen.

Ich schrieb ihr; ein paar Stunden später stand sie in meinem Stübchen. Wie meine Augen an den welken Lippen hingen, als sie neben mir saß, und ich das Leid der letzten Wochen gebeichtete.

„Da steckt die Gräfin, Gott verzeihe es ihr, dahinter,“ sagte sie, während ihr die Tränen über die runzligen Wangen liefen. „Sehen Sie, Herzenskomteschen, der neue Diener, der Jerome, konnte nicht schweigen, er hat mir verraten, daß Graf Alfred Sie damals vor seiner Abreise überall gesucht und ihm schließlich ein Willet für Sie anvertraut hat. Er hat es aber nicht abgeben können; die Gräfin hat ihn, als sie an dem Morgen aus dem Gartenhäuschen in die Villa zurückkehrte, gefragt, ob er keine Bestellung an das Fräulein habe, und ihm dann das Briefchen sofort entriß. Auch die Posttasche läßt sie sich seitdem stets uneröffnet ins Zimmer bringen, und kaum acht Tage sind es her, da hat sie hastig nach einem Brief gegriffen, welcher Ihre Adresse, Komteschen, zeigte.“

In meinem Zimmer wurde es plötzlich rosig: er hat mich nicht vergessen, er denkt an mich! „Nun will ich aber auch geduldig sein, Du gute, treue Dorothee,“ jubelte ich. „Nicht wahr, über kurz oder lang kommt er, und daß er mich dann findet, dafür sorgst Du!“ „Das walte Gott!“ antwortete sie feierlich. „Ich bringe ihn meinem Herzenskomteschen, und sollte mich meine Herrin dafür auf meine alten Tage auf die Straße setzen.“

Von der Stunde an wurde ich ruhig, fast heiter.

„Alfred liebt mich! Er kommt!“ das war mein Morgen- und Abendgebet, der Born, aus dem ich Mut zum Leben schöpfte. Da, es war am 19. Juli 1870, trat eines Vormittags zur ungewohnten Stunde Herr Hartung ins Zimmer. Er sah bleich und kummervoll aus, und Johanna eilte ihm besorgt entgegen. „Was ist geschehen, Vater, ein Unglück?“ — „Ja, ein Unglück für unser ganzes Land, der Krieg ist erklärt!“ — „Und Georg, Vater?“ fragte Johanna leise. „Er muß mit, Kind. Mag Gott seiner Frau und seinen armen Kindern beistehen!“ Georg war der einzige Bruder Johannas, ein Kunstdrechsler, der seit Jahren in Nürnberg lebte. Auf mich achtete niemand. Ich lief in mein Zimmer und sank in die Kniee. Alfred! Auch er mußte mit, dem Tode entgegen. Ja, er war mitgezogen für des Vaterlandes Ehre; mitgezogen, ohne mich vorher noch einmal gesehen zu haben. Er war in Berlin gewesen, wenn auch ein paar Stunden nur, und ich hatte nichts gehört, hatte nicht einmal von weitem stehen dürfen, ihn zu sehen, vielleicht zum letzten Male. Frau Dorothee hatte krank zu Bette gelegen und von seinem kurzen Besuch erst erfahren, als er bereits abgereift. Nur eins wußte die treue Alte zu berichten; er war von Groß-Brunn, seinem Gute gekommen, wo er die letzten Monate, mit seinen Studien beschäftigt, verlebt. Ich hörte sie kaum, mir war jetzt alles gleichgiltig, alles ging unter in der Angst um sein teures Leben. Tausend und tausend Herzen haben in dieser Schreckenszeit gezittert, wohl keines mehr wie das meine, das mit dem Geliebten alles zu verlieren hatte.

Doch die Zeit steht nicht still, wenn auch oft das Herz still zu stehen meint vor Jammer. Es war bereits Herbst — ein Herbst, in dem das Fallen der Blätter die Menschen doppelt traurig stinte — als Johannas stilles Gesicht eines Morgens in mein Zimmer schaute. „Ich weiß nicht,“ sagte sie unsicher, „ob Sie gemeint sind, Felicitas. Da ist jemand, der nach der Gräfin Frniz fragt.“ Hinter ihr wurde ein Mann in der wohlbekannten blauen Livree sichtbar. „Komtesse möchten sofort mit mir kommen: die Equipage wartet unten.“ Ich greife nach Johannas Arm und halte mich fest. „Was ist geschehen? Graf Alfred . . .?“ Der Mann neigte sein Haupt und murmelte gepreßt: „Mein armer, junger Herr ist vor einer Stunde schwer verwundet ins Haus seiner Tante gekommen. Frau Gräfin haben ihn selbst geholt, er wünschte es. Aber nun eilen Sie, Komtesse, er verlangt nach Ihnen!“

Johanna hing mir meinen Mantel um die Schultern. „Bete für mich,“ flüsterte ich ihr zu, „mein Blick, mein Geliebter liegt im Sterben!“ . . . Ja, er lag im Sterben, das sagte mir der erste Blick auf sein farbloses Gesicht, welches mit geschlossenen Augen

wie das eines Toten, in den Rissen lag. Die Gräfin und mehrere Herren — die Aerzte — standen flüsternd an seinem Lager. Ich sah sie kaum, ich lag vor dem Bette auf den Knien und drückte meine Lippen auf die blasse, matt herabhängende Hand.

„Er seufzte tief, murmelte: „See! Meine See!“ und schlug die Augen auf. Sein Blick fiel auf mich, er lächelte glücklich, dann schlossen sich die Augen wieder. Wird er sie nicht mehr öffnen? In wilder Angst fuhr ich einpor, da legte sich die Hand des Arztes auf meine Schulter. Ich folgte ihm willenlos in die Fensternische. „Muß er sterben, Herr Professor?“ Er wich meinem Blick aus. „Das steht in der Hand eines Höheren,“ jagte er, „aber was Menschenkunst vermag, sein Leben zu erhalten, soll geschehen. Ich darf Ihnen aber nicht verhehlen, mein armes Kind, daß er schwer verletzt ist — der Schuß hat die Lunge getroffen — und daß wir ihn in erster Reihe vor Aufregung hüten müssen! Also Beherrschung, liebes Kind, viel Beherrschung! Sie werden mutig sein, nicht wahr?“ Er sah mich nicht an, er strich nur mit leiser Hand über mein Haar. Ich hatte alles begriffen: Alfred, der herrliche, hoffnungsvolle Jüngling, mein Alfred, mein Ein und Alles, muß sterben, der Tod streckte schon die gierige Hand nach ihm aus, und ich durfte nicht weinen, nicht klagen, um ihn den Abschied nicht zu erschweren — und ich war achtzehn Jahre alt!

Er selbst, der dort mit todwunder Brust auf seinem Bette lag, war der einzige, der die schwarzen Schatten, die ihm näher und näher kamen, nicht sah. Er wollte so gern leben — mit mir leben! Wenn die Schmerzen, das Fieber ihn verließen, dann mußte ich mich dicht zu ihm neigen, dann flüsterte er mir mit seiner leisen, kranken Stimme zu, wie er mich liebe, wie glücklich ich sein sollte an seiner Seite.

„Und der Tante verzeihen wir dann auch in unserem Glück, nicht wahr, mein Liebling? Es war zwar eine schreckliche Zeit, die sie über uns gebracht hat, aber wir werden sie vergeffen lernen. Ich habe ja nie an Dir gezweifelt, selbst als sie schrieb, daß Du heimlich gegangen, warum und wohin, wisse niemand . . . Nun wollen wir uns aber nie mehr trennen, nicht eine Stunde mehr! Wenn meine Wunde geheilt ist, und das kann ja nicht lange mehr dauern, da Du bei mir bist, dann folgt mir mein goldlockiges Lieb in die Heimat als mein Weib.“ Auch meine Stimme wollte er jetzt hören, „mit der Du Dich am ersten Tage in mein Herz gesungen,“ flüsterte er, und so wurde denn sein Flügel, das letzte Geschenk seiner Tante, welches sich für seinen Gebrauch im Hause befand, in das Krankenzimmer gebracht. Ich mußte mich so setzen, daß er mir ins Gesicht sehen konnte, und noch heute ist es mir unbegreiflich, wie ich seinen Wunsch erfüllen und singen konnte.

Die Gräfin war, gleich mir, immer um den Sterbenden. Sie

war furchtbar verändert; ihr Haar schneeweiß geworden, ihr Körper gebeugt. Und doch leuchtete es oft wild auf in ihren Augen, wenn sie mich ansah, und ihre Hand zuckte, als wolle sie mich fortreißen von dem Kranken. Sie sowohl wie ich waren auch nachts, trotz der beständigen Anwesenheit der barmherzigen Schwester, um ihn, wir geizten beide mit jeder Minute, die wir bei ihm sein durften . . . In der dritten Nacht, die wir im Krankenzimmer zubrachten, verlangte ihr Alter aber doch sein Recht, sie war in ihrem Sessel fest eingeschlafen. Ich schob ihr leise ein Kissen unter den Kopf, legte eine Decke über ihre Kniee und setzte mich dann wieder auf das niedrige Labouret an Alfreds Lager.

Er schlug die Augen auf. „Wachst Du wieder bei mir, mein ungehorfamer Liebling? Soll ich Dich denn durchaus auch pflegen müssen, wenn ich gesund bin?“ Seine Augen leuchteten, seine Stimme klang freier wie sonst. „Jetzt wird es nicht mehr lange dauern, See, mir ist so froh und leicht, ich glaube, ich bin schon gesund.“ Er holte tief Atem. „Gib mir Deine Hand, mein Lieb, laß mich Dir danken für all Deine Liebe, ich will es Dir . . .“ Er stockte, sein Gesicht wurde dunkelrot, seine Augen irrten hilflos umher — und dann ergoß sich ein Strahl warmen Blutes über seine Lippen, über die weiße Decke seines Lagers. Die Schwester war aufgesprungen. „Es geht zu Ende,“ flüsterte sie. Ich warf mich über ihn. „Alfred, mein Alfred! Stirb nicht, laß mich nicht allein! Alfred!“ Er schlug noch einmal die Augen auf. „Dein bis in den Tod,“ kam es wie ein Hauch von seinen Lippen — noch ein tiefer Atemzug, und sein junger Körper streckte sich im Tode.

Die Gräfin war von meinem Schrei erwacht, nun stand sie neben mir, mich mit wilden Blicken anschauend. „Warum schreiest Du so! Er ist ja nur ohnmächtig, er wird erwachen!“ Sie beugte sich über ihn. „Alfred, Du darfst nicht sterben! So höre doch, Fiedy, ich will ja alles tun, was Du verlangst, sie soll Dein sein!“

„Jetzt ist er mein, Großmutter!“ Sie starrte mich verständnislos an, ich berührte ihre Hand. „Er ist hinüber gegangen in das Land, wo alle Schmerzen schweigen, wo ewiger Frieden ist, und ich will auch mit Dir Frieden machen, Großmutter; ich will Dir verzeihen, wie er Dir verziehen hat.“ — „Verzeihen? Du mir verzeihen? Du, die Du mir seine Liebe gestohlen, seinen letzten Blick?“ Sie stieß nach meiner Hand, dann sank sie, von Krämpfen geschüttelt, zu Boden. Sie wurde in ihr Zimmer gebracht, die Schwester blieb bei ihr, und ich saß die ganze lange Nacht und hielt die Totenwache bei meinem gestorbenen Glück. Die alte Dorothee hatte sich zu mir gefunden, ich merkte es kaum. Als es Tag wurde, schnitt ich eine Locke von meinem Haar und legte sie auf des Toten Brust, küßte Dorothee und ging hinaus, meine Jugend und jegliche Hoffnung zurücklassend . . . (Schluß folgt.)

→ Allerlei. ←

Affenmenschen. Der englische Reisende Harris erzählt in seinem Werk „Highlands of Aethiopia“: Jenseits der weiten Wüste, die im Süden das Land der Kaffern begrenzt, wohnen die Doko, ein völlig wildes Zwergvolk — Menschen, die nicht über vier Fuß groß, dunkelolivbraun und den Affen sehr nahe verwandt sind. Sie haben weder Götzen noch Tempel oder heilige Bäume, und nur eine dunkle Ahnung von einem höchsten Wesen. Zu diesem beten sie auf ganz eigentümliche Weise: sie stehen nämlich dabei auf dem Kopf und lehnen sich an einen Baumstamm. Ihr Gebet lautet ungefähr: „Wir essen nur Ameisen und verlangen nichts von Dir; Du hast uns wachsen lassen; warum hast Du uns niedergeschlagen?“ Das Land, das die Doko bewohnen, ist ein dichter Bambuswald, wo sie sich plumpe Hütten bauen. Sie haben kein Oberhaupt, kennen weder Gesetze, noch Künste oder Waffen, besitzen keine Herden, sind weder Jäger, noch bebauen sie Boden, sondern leben einzig und allein von wilden Früchten, Wurzeln, Mäusen, Schlangen, Ameisen und Honig. Nicht einmal das Feuer ist ihnen bekannt. Beide Geschlechter gehen im Naturzustand einher; sie haben dicke, vorstehende Lippen, kleine Augen und glatte Nasen; ihr Haar ist glatt, bei den Frauen reicht dasselbe nur bis auf die Schultern. Die Männer sind bartlos. Die Doko tragen als alleinigen Schmuck ein Halsband von den Rückenwirbeln der Schlangen und ein Stück Bambusrohr in den durchbohrten Ohren.

Erdbeben und Uhren. Ein Land, wo keine Uhr richtig geht, ist Japan. Die Erklärung dieser merkwürdigen Tatsache findet sich in den dort überaus häufigen Erdbeben. Besonders schwierig wird dadurch die Lage der Astronomen auf der Sternwarte in Tokio, die doch in hohem Grade auf einen zuverlässigen Gang ihrer Uhren angewiesen sind. Wer sich einmal mit dem Uhrenwesen näher beschäftigt hat, muß wissen, daß die Pendeluhren seitens der Himmelsforscher, von denen die höchsten Ansprüche an die Zeitmessung überhaupt gestellt werden, eine höhere Bewertung erfahren als die anderen Konstruktionen der Chronometer. Nun aber werden in Japan die feinen astronomischen Pendeluhren durchschnittlich jeden dritten oder vierten Tag durch eine verhältnismäßig heftige Schwankung des Erdbodens zeitweise aus ihrem richtigen Gang gebracht, während in anderen Ländern der Erde ein solcher Fall höchstens jedes dritte oder vierte Jahr eintritt. Die Sache hat auch ihre weiteren Folgen, und zwar für die Schifffahrt. Unsere Seeleute haben nämlich Klage darüber geführt, daß die Zeitprofile in den japanischen Haupthäfen nicht mit derselben Genauigkeit gegeben werden wie anderswo. So entschuldbar dieser Mangel nach der oben gegebenen Erklärung sein mag, so muß man ihn doch nach Möglichkeit zu beseitigen suchen, und das wird in Japan nunmehr auch angestrebt.

Neben den feinen Pendeluhren der Sternwarte in Tokio ist jetzt ein Erdbebenmesser mit selbsttätiger Aufzeichnung aufgestellt worden. So lange der Schreibstift des Erdbebenmessers eine vollkommen gleichförmige, also ungestörte Linie gibt, werden die Pendeluhren als maßgebend für alle Zeitangaben betrachtet. Zeigt sich einmal irgend welche Störung der Linie durch Erdbewegungen, so müssen bis zur Regulierung der Pendeluhren durch erneute astronomische Beobachtungen die Chronometer ihre Stelle vertreten, was für eine beschränkte Zeitdauer ohne erheblichen Fehler wird geschehen können.

Napoleons Grab auf Sankt Helena ist eine doppelt tragische Erinnerung, wo Napoleon IV., wie die Bonapartisten den Prinzen Louis Napoleon nennen, auf demselben Erdteil seine Seele ausgehaucht hat, wie sein großer Ahn. Auf der Insel St. Helena liegt nicht mehr als fünfzig Schritte vom Hause entfernt, in dem Napoleon lebte und starb, in herrlichen Rosen- und Azazienbüschen ganz versteckt auf einem Rasenplatz, von einem schlichten, eisernen Gitter eingefast, der Grabstein, der die sterbliche Hülle des gewaltigen Korsen vom 7. Mai 1821 bis zum 15. Oktober 1840, wo sie nach Frankreich übergeführt wurde, bedeckte. Kein Denkmal, kein Kreuz, nicht einmal eine Inschrift auf dem prunelosen Granitstein! Hier, in der lautlosen Stille der Natur, wo kein Wagengerassel, kein Menschengewirr das Ohr betäubt, wo nichts das Auge ablenken kann, hier spricht der Stein, der keine Inschrift hat; er redet laut von der Wichtigkeit allen menschlichen Dichtens und Trachtens. Dort unten hat der geruht, vor dessen Blick ganz Europa erzitterte und vor dessen Macht die mächtigsten Herrscher so tief sich beugten; er, der mächtige Kaiser, hat hier auf kleiner Insel im weiten Meere, fern vom Schauplatz seiner gewaltigen Taten, sein Ende gefunden. Er, der Weltstürmer, der Länder verschenkte, wurde hier in einen Flecken Erde hinabgesenkt, den er, wenn auch noch so klein, nicht einmal sein eigen nennen durfte.

Sonderbare Jagd. Zu einer gewissen Jahreszeit, gewöhnlich im Februar, März und April, wird Mexiko von großen Scharen einer den Wachteln ähnlichen Vogelart durchzogen, die sich von unseren Wachteln dadurch unterscheidet, daß sich die Tiere auf Bäume setzen. Gewöhnlich halten sie sich in den Wäldern und Gräsern der Savannen versteckt; naht sich aber ein Jäger, so fliegen sie auf und setzen sich truppweise auf den nächsten Baum oder Strauch. Der Hund des Jägers verfolgt sie bellend, und die Wachteln bleiben, von diesem Gebell gleichsam bezaubert, unbeweglich auf den Zweigen sitzen, so daß sie mit an Ruten befestigten Schlingen gefangen werden, die man ihnen, während sie den Hund anstarren, um den Hals wirft. Auf diese Weise werden sie von den Eingeborenen in großer Menge gefangen; hört aber der Hund auf zu bellen, so fliegt das ganze Völkchen augenblicklich davon.

* Gemeinnütziges. *

Kleine Reste eingemachten Kompotts praktisch zu verwenden. Gegen Ende des Winters sind die Vorräte eingemachter Früchte recht zusammengebrochen, und bei einer größeren Geselligkeit ist die Hausfrau oft verlegen, wie sie aus den verschiedenen vorhandenen Resten noch eine ansehnliche Schüssel herstellen soll. Sehr praktisch ist es, aus diesen Resten ein Rumkompott zu bereiten, das besonders bei den Herren beliebt ist, oder noch besser, die Reste zu teilen und aus ihnen ein Rum- und ein Weinkompott herzurichten, das auch den Damen mundet. — Für das Rumkompott sind besonders Reste von Pfirsichen, Quitten, Kirschen, Erdbeeren und Himbeeren empfehlenswert, die man vermehren kann, wenn man eine Dose amerikanische Ananas kauft, die Frucht in Würfel schneidet und die Hälfte davon unter die fürs Rumkompott bestimmten Früchte, die andere Hälfte unter die Früchte des Weinkompotts später mischt. Man tut alle Reste der obengenannten eingemachten Früchte drei Tage vor dem Gebrauch nebst ihrem Saft in einen großen Steinguttopf und übergießt sie mit so viel Jamaikarum, daß die ganze Masse die gute Beschaffenheit eines sogenannten Rumtopfes erhält, nur nicht so viel Flüssigkeit aufweist. Der Rum muß drei Tage mindestens wirken, dann kann man das Kompott ohne weiteres anrichten. — Für das Weinkompott sind Aprikosen, Reineclauden, eingemachte Birnen und geschälte Pflaumen besonders gut, unter die man die zweite Hälfte der Ananas mischt. Von diesen Obstsorten wird der Saft abgesehen und mit einem Sechstel Liter schwerem Muskatwein vermischt, den man im Wasserbade erhitzt, aber nicht etwa ins Kochen kommen läßt und dann lauwarm über die Früchte in einen genügend großen Einmachetopf füllt. Man setzt zuletzt noch einen Eßlöffel Vanillelikör zu und läßt die Kompottreste, natürlich gut verbunden, zwei Tage mindestens stehen, bevor man sie aufkocht. Man erhält die köstlichsten Kompotte auf diese Weise von den Resten, die gar nicht groß zu sein brauchen.

Milch zu kochen, ohne daß sie gerinnt. Um im Sommer das Gerinnen der Milch zu verhüten, muß man eine ganz kleine Prise kohlenstoffsaures Natron oder Soda in die Milch geben und damit aufkochen lassen. Um die Echtheit der Milch prüfen zu können, sollte in keinem Haushalte die Milchwaage fehlen. Dieses Instrument besteht aus einem Glasrohre, welches von Null bis vier Grad eingeteilt und am Ende mit einer Glasugel versehen ist. Wenn man das Instrument in die Milch senkt, soll es nur auf Null sinken, fällt es tiefer, oder gar bis die Skala 4 Grad zeigt, so ist die Milch zur Hälfte mit Wasser verfälscht.

Reinigung von Bürsten. Bürsten reinigt man sehr gut mit Weizenkleie. Man erhitzt die Kleie so viel als möglich im Ofenrohr und bestreut die Bürsten damit. Nach einiger Zeit reibt man dieselben gut ab, klopfet sie aus und klopft sie durch. Die erhitzte Kleie nimmt allen Schmutz und alles Fett mit fort.

* Nachtsch. *

1. Illustrierte Rätsel.



Welche Stelle und welcher Klassiker ist gemeint?

Die Kette hat die Zweite immer. — Und auch dem Finger fehlt sie nimmer. — Eins-Zwei wird zahlreich im Verein — Und Parlament zu finden sein.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Vorhand hatte: Kreuz-Acht, Sieben, Coeur-König, Dame, Neun, Acht, Karo-Acht, König, Neun, Acht. Hinterhand den Rest. Spiel: 1. Coeur-Dame, Zehn, Kreuz-König, (-17), 2. Karo-Dame, Aß, Sieben (-14), 3. Coeur-König, Aß, Kreuz-Dame (-18), 4. Kreuz-Neun, Sieben, Aß (+11). Die Gegner erhalten jetzt noch einen Stich auf Coeur-Neun mit Pik-Aß als Wimmelung und haben gerade 60 Augen.
2. Ziegenbart.
3. Garde, Pinse, Eifer, Invalide, Chaos, Soren, Hobel, Erbs, Israel, Torte, Kreuz, Schwiele, Triest, Donner, Italten, Eisen, Salerno, Elis, Erich, Beonberg, Gros, Drino, Epos, Meisen, Falte, Reise, Giland, Ursache, Neapel, Drohne, Schiene, Ghilene, Herder, Argus, Klach, Tibet. — Aus den Anfangsbuchstaben der Wörter erhält man: Gleichheit ist die Seele der Freundschaft.
4. Teint, Tinte.

2. Silbenrätsel.

Aus nachfolgenden 10 Silben: a, auf, ber, da, ni, niz, ja, schub, sil, za, sollen Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben den Namen einer afrikanischen Insel ergeben. Die Worte bedeuten: 1. Ort in Ostafrika, 2. Bezeichnung für Vertagung, 3. Ort an der Riviera, 4. ein Metall.

3. Rätsel.

Groß ist der Ersten Wunderkraft: Aus Gift sie reiche Gabe schafft — Veredelnd wirkt

* Lustiges. *

Schwere Not.



„Ach, die goldene Zeit, sie ist für mich dahin, unwiederbringlich!“
 „Na, warum denn eigentlich?“
 „Weil ich meinen Chronometer heute habe versetzen müssen.“

Undankbarkeit.

K.: „Sie erinnern sich doch, daß ich Ihnen einmal zehn Mark lieh? Dafür können Sie mir wohl jetzt einen kleinen Gegenstand leisten.“

D.: „Wie! Ich habe Ihnen doch die zehn Mark wiedergegeben, einen größeren Gegendienst können Sie doch nicht beanspruchen.“

Kindliche Schlanheit.

„Mama, ich bitt noch um ein Stückchen Zucker zum Kaffee.“
 „Aber Kind, ich habe Dir schon zwei Stücke gegeben.“
 „Ja, aber das nützt nichts, sie verschwinden immer.“

Bescheiden.

Student: „Nun, wie war denn das Examen?“
 Bemostes Haupt: „O, ich habe Glück gehabt, diesmal beinahe bestanden.“

In einer Wahlversammlung.

Wahlkandidat: „Meine geehrten Herren, das sind meine strikten, unentwegten Ansichten, die Ansichten eines offenen und ehrlichen Politikers. Sollte ich mich aber irgendwo mit Ihnen im Widerspruch befinden, so bin ich im Interesse der guten Sache auch bereit, meine Ansicht zu ändern.“

Es kost' ja nichts!

„Wissen Sie nicht, daß vor einem Subaltern-Offizier das Gewehr nicht präsentiert wird?“
 „Zu Befehl, weß ich, Herr Leutnant! Aber es kost' ja nichts, da kommt ich Ihnen doch die Freude machen.“

Reklame.

Ein Omnibus, der eine wenig verkehrsreiche Straße befährt, steht auf dem Halteplatze. Ein Fahrgast sitzt drinnen. Als der Kutscher schon abfahren will, treten noch einige Personen an den Omnibus heran. Schnell ruft der Kondukteur dem einzigen Insassen zu: „Da kommen noch welche — rücken Sie doch etwas zusammen.“

Selbstgefühl.

„Wo dienen Sie denn jetzt, Dina?“
 „Erlauben Sie mir, gnädige Frau — ich diene nicht! Ich bin in Kondition beim Herrn Major Kreuzschnabel — und der dient bei der Infanterie!“

Devot.

Fürst (auf der Jagd): „Hm, jetzt habe ich schon wieder gefehlt!“
 Förster: „Durchlaucht belieben eben von Ihrem Begnadigungsrecht heute den ausgiebigsten Gebrauch zu machen.“